

**HEYNE  
HARD  
CORE**

## Das Buch

1972 platzte der Pornofilm *Deep Throat* wie eine Bombe in die sexuelle Befreiungs- und Bürgerrechtsbewegung und löste eine einzigartige gesellschaftliche Lawine aus. Mit einem Produktionsbudget von nur 25.000 Dollar spielte der Film weltweit 600 Millionen Dollar ein und wird heute in vielen Kreisen als Meilenstein der Popkultur gesehen. Die Hauptdarstellerin Linda Lovelace stieg zum Star der Porno- und Sexszene auf. In dem vorliegenden Buch beschreibt sie die andere Seite der Medaille. Offen und schonungslos berichtet sie, wie sie in die Hände von Zuhältern geriet und durch Schläge und Drohungen zu dem Film gezwungen wurde, der später als *Deep Throat* Furore machte. In ihrer Abrechnung mit dem Pornomilieu sparte sie nichts und niemanden aus, auch nicht Legenden wie Sammy Davis jr. oder Hugh Hefner, den Herausgeber des *Playboy*.

Lovelace' Lebensgeschichte wurde 2013 von Rob Epstein und Jeffrey Friedman verfilmt. In den Hauptrollen sind Amanda Seyfried als Linda Lovelace und Peter Sarsgaard als Chuck Traynor zu sehen.

## Die Autorin

Linda Lovelace wurde am 10. Januar 1949 in New York geboren. Mit dem Film *Deep Throat* wurde sie 1972 weltberühmt und galt zunächst als Ikone der sexuellen Revolution. Sie distanzierte sich später von der Pornoindustrie und wurde Fürsprecherin einer amerikanischen Feministinnenbewegung. Lovelace starb 2002 im Alter von 53 Jahren an den Folgen eines Verkehrsunfalls.

**Linda Lovelace**

**Ich packe aus!**

**Unter Mitarbeit von Mike McGrady**

Aus dem Amerikanischen  
von Juscha Zoeller

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Unter *www.heyne-hardcore.de* finden Sie das komplette Hardcore-Programm, den monatlichen Newsletter sowie unser halbjährlich erscheinendes CORE-Magazin mit Themen rund um das Hardcore-Universum.

Titel der Originalausgabe:  
ORDEAL

Das Buch erschien bereits unter dem Titel  
»Die Wahrheit über Deep Throat«

Vollständige Taschenbuchausgabe 6/2013  
Copyright © 1980 by Mike McGrady und Linda Lovelace  
Copyright © 1980 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München  
Copyright © 2013 dieser Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: © Nele Schütz Design, München  
eISBN 978-3-641-10354-5

[www.heyne-hardcore.de](http://www.heyne-hardcore.de)

1.

Ich schwöre bei allen Göttern, daß ich bestimmt keinen Menschen schlechtmachen will; aber das hier ist die Wahrheit, genauso ist alles geschehen.

Es begann mittags an einem flirrend heißen Florida-Tag. Wie immer lag ich ausgestreckt auf einer Liege vor dem Haus meiner Eltern bei Fort Lauderdale. Betsy, eine Freundin von der High School, hatte vorhin angerufen und gesagt, sie käme von Miami hierher, um mich zu besuchen.

Obwohl ich wegen der frischen Narben, die kreuz und quer über meinen Körper liefen, sonst ziemlich schüchtern war, trug ich doch nur einen Bikini und lag so in der Mittagssonne. Wahrscheinlich war ich eingeschlafen und erwachte erst wieder, als ein Schatten auf mein Gesicht fiel. Ich öffnete die Augen: Betsy! Und dann sah ich, daß sie nicht allein war. Neben ihr stand ein junger Mann. Ich griff sofort nach einem Handtuch und deckte mich damit zu.

»Linda, das ist Chuck Traynor«, sagte Betsy. »Chuck ist der Fotograf, von dem ich dir schon erzählt habe.«

»Hey«, sagte ich. »Lassen Sie mir nur eine Minute Zeit, ich ziehe schnell was über.«

»Aber machen Sie sich doch unseretwegen keine Mühe«, sagte der junge Mann. »Wir bleiben sowieso nur ein paar Minuten –, wir müssen nämlich bis drei wieder in Miami sein.«

Mein erster Eindruck von Chuck Traynor: Er war groß, mindestens 1,85. Jeder, mit dem ich ausging, war so groß

wie ich oder kleiner. Ich hatte eigentlich immer etwas Angst vor diesen großen, gutaussehenden Burschen. Hochgewachsene Jungen erwarten anscheinend, daß andere Menschen alles für sie tun; sie sind meist so irre von sich überzeugt.

Chuck Traynor trug Blue jeans, ein Hemd mit offenem Kragen, aufgerollten langen Ärmeln und eine riesige Sonnenbrille – wie Motorradfahrer sie aufhaben. Fand ich ihn attraktiv? An diesem Punkt finde ich es besonders schwierig, meinem Erinnerungsvermögen zu trauen. Okay, er war groß; er war siebenundzwanzig Jahre alt; er war nicht zu mager; er hatte schmutzig-blondes Haar, und, ja, er schien mir sehr anziehend!

Aber in diesem Augenblick war der anziehendste Teil von Chuck Traynors Persönlichkeit noch in der Auffahrt geparkt. Es war ein neuer Jaguar XKE, burgunderrot, mit schwarzen Ledersitzen und schwarzem Verdeck. *Der* beeindruckte mich. Sie müssen mich verstehen: Jeder Junge, den ich kannte, fuhr mit Papa-und-Mamas-Wagen herum; und hier war ein Mann mit einem nagelneuen Jag, und der gehörte ihm ganz allein.

Auch die anderen ersten Eindrücke waren positiv. Er war freundlich, und er zeigte mir schnell, daß er mit Geld nicht kleinlich war und genug davon besaß.

»Ihre Freundin Betsy ist schon außergewöhnlich«, erklärte er mir. »Ich wollte ihr auf dem Weg hierher ein neues Kleid kaufen, aber sie hat es mir einfach nicht erlaubt.«

Ich ging ins Zimmer, um mir etwas anzuziehen, das meinen Körper mehr verhüllte, und Betsy kam mir nach. Auf der High School waren wir dicke Freundinnen gewesen, und jetzt, mit einundzwanzig, lebten wir nahe beieinander und waren wieder zu Freunden geworden. Ich

war hier, um mich nach einem Autounfall zu erholen, und sie arbeitete in Miami als Topless-Tänzerin.

»Ich habe dir doch von Chuck erzählt«, sagte Betsy. »Er wollte mich als Modell haben. Hör zu, Linda, ich kann dir bestimmt sagen, daß er von dir auch beeindruckt ist.«

»Was für eine Sorte Modell?«

»Nicht nackt«, sagte sie schnell. »Kleider. Echtes Mode-Modell. Würde dich das interessieren?«

»Das würde mich bestimmt interessieren.«

Interessieren? Ich hätte mich für alles in der Welt interessiert, das mich aus dem Haus meiner Eltern holen würde. Wir gingen wieder hinaus, und ich goß jedem ein Bier ein.

»Sie trinken nicht?« fragte Chuck.

»Kann nicht«, sagte ich. »Die Ärzte haben mir gesagt, ich darf mindestens zwei Jahre lang nichts trinken. Meine Leber ist bei dem Unfall ziemlich mitgenommen worden.«

Das stimmte – aber nur zur Hälfte! Ich saß in einem Opel Kadett und fuhr – noch im zweiten Gang – auf die Taconic State Parkway in New York, als ein alter Chrysler über einen kleinen Hügel geschliddert kam und voll in mich hineinfuhr. Meine Stirn und mein Gesicht schlugen in die Windschutzscheibe, ein Auge hing halb heraus, mein Unterkiefer war gebrochen und meine unteren Vorderzähne ragten aus meinem Kinn. Das Lenkrad hatte meine Rippen gebrochen und sowohl Leber wie Milz zerrissen. Eine Darmblutung und Bauchfellentzündung folgten.

Und mir waren all meine Träume zerquetscht und abgebrochen. Ich arbeitete bis dahin in einer Boutique und sparte fleißig, um meinen eigenen Laden zu eröffnen. Ich hatte schon einen Wagen bestellt und ein kleines Haus gesucht. Aber jetzt würde es Monate dauern, bis ich irgend etwas tun könnte.

»Sie armes Kind«, sagte Chuck. »Trotzdem vermute ich, es gibt keinen Grund, warum Sie nicht ein Pfeifchen rauchen dürften?«

Mir fiel kein Grund ein. Chuck rollte einen Joint, zündete ihn an und reichte ihn mir. Ich hatte schon lange keinen mehr geraucht. Aber immer noch hatte ich Angst, im Haus meiner Mutter Hasch zu rauchen. Meine Mutter hatte mich irgendwann früher mal mit Pot gesehen und sofort versucht, die Polizei anzurufen, damit sie mich abholen sollten. Sie hätte es zustande gebracht, wenn mein Vater nicht hereingekommen wäre und ihr den Hörer aus der Hand genommen hätte.

»Linda, wir müssen nach Miami zurück«, sagte Chuck. »Ich habe da eine kleine Bar und muß an Ort und Stelle sein, wenn die nächste Schicht um zwei Uhr kommt. Warum kommen Sie nicht mit – nur eine kleine Spazierfahrt?«

Er mußte nicht zweimal fragen. Wir drei kletterten in den Jag, Chuck fuhr, Betsy saß neben ihm, und wir rauchten zusammen noch einen Joint, während wir fahren.

Es ist nicht leicht für mich jetzt zuzugeben, wie stark Chuck mich bei dieser ersten Begegnung beeindruckte. Aber so war es. Der einzige Makel, den ich an ihm bemerkte, war ein fehlender Finger. Jedenfalls schien ihm das nicht die Spur etwas auszumachen. Er erklärte mir, daß er unter Wasser gearbeitet hatte, als eine Schildkröte plötzlich hungrig wurde.

Sogar diese Geschichte beeindruckte mich. Was er alles schon gemacht hatte! Eine Zeitlang war er als Pilot einer Maschine mit Schädlingsbekämpfungs-Zerstäubern geflogen und irgendwann mal besaß er eine eigene Airline. Und davor gehörte er mal zur Marine, der härte-



sten Truppe Amerikas, und hatte die ›Goldmedaille‹ für das ganze Marine Corps gewonnen; der Preis war ein *date* mit dem Filmstar Natalie Wood. Er konnte alles: fliegen, Fallschirm springen, tauchen – ja, ich war beeindruckt!

Chucks Bar, Vegas Inn, lag in Nord Miami, genau gegenüber von einem Polizeirevier und in der Nähe eines Imbißstands. Beim ersten Hinsehen schien sie mir weniger toll – das übliche einstöckige rechteckige Gebäude mit Flachdach, nicht viel größer als eine Doppelgarage.

Drinnen war es ungewöhnlich dunkel. Wir kamen aus dem gleißenden Sonnenlicht, und ich brauchte ein paar Sekunden, bis meine Augen sich an die Dämmerung gewöhnten. Das einzige Licht kam von einem blinzelnenden Scheinwerfer über farbigen Wanddekorationen. Die Gäste waren vor allem Bauarbeiter, Lastwagenfahrer, Automechaniker – einfache Jungen, die ein paar Stunden mit der Jukebox, am Pool-Tisch oder mit dem Mädchen hinter der Bar totschlugen.

»Hübsch hier«, sagte ich zu Betsy.

»Hübsch?« fragte sie erstaunt. »Das ist ein mieser Schuppen.«

»Na ja, es ist einfach hübsch, mal rauszukommen«, sagte ich. »Du ahnst ja gar nicht, wie schrecklich es zu Hause ist, immer bei den Eltern. Sie behandeln mich immer noch wie ein ungezogenes, kleines Gör.«

»Deine Mutter hat sich nicht geändert?«

»Sie ist schlimmer denn je«, sagte ich. »Aber ich möchte jetzt lieber nicht darüber sprechen.«

Meine Mutter hatte immer Schwierigkeiten mit mir gehabt. Als ich vier war, fing sie an, mich zu schlagen – zuerst mit ihrem Gürtel, dann mit der Gürtelschnalle. Sie schlug mich für die geringste Kleinigkeit. Einmal schickte sie mich zum Drugstore, um Nasentropfen zu holen –

Neosynephrene –, und ich kam mit irgend etwas anderem zurück. Ich war erst elf, und diesmal schlug sie mich mit dem Besenstiel. Sie sagte, ich hätte die richtige Flasche gebracht, wenn ich nicht nur Jungen im Kopfhätte.

*Jungen!* Das war lachhaft! Jungen waren das letzte, woran ich dachte. Kein Mensch zu Hause hatte mir je irgend etwas über Sex gesagt. Nur eins hörte ich immer wieder durch: Sex ist böse. Einmal, als ein paar meiner Freundinnen darüber sprachen, daß ihre Eltern zusammen schlafen, um Babys zu machen, versuchte ich mir *das* bei meinen Eltern vorzustellen. Unmöglich. Eine meiner Freundinnen sagte mal das Wort ›ficken‹, und keine von uns wußte, was das heißt. Ich sagte, ich würde meine Mama fragen, und das tat ich: »Mama, was bedeutet das Wort ›ficken?« Ich bekam eine Ohrfeige, einen Tritt in den Hintern und wurde in mein Zimmer verbannt.

Als ich zum erstenmal meine Periode bekam, war mir klar: Das ist Gottes Strafe für irgendeine meiner Sünden. Schließlich sagte ich es meiner Mutter. Sie zerrte mich ins Badezimmer, deutete auf eine Schachtel Kotex und murkte: »Hier. Du hast das einmal im Monat, es dauert ungefähr fünf Tage, und du nimmst das.« Das war die Summe meiner sexuellen Aufklärung.

»Linda, ist irgend etwas nicht in Ordnung?«

Betsy schüttelte mich an der Schulter.

»Ach wo«, sagte ich. »Ich habe nur geträumt. Erzähl mir was von deinem Freund Chuck.«

»Chuck? Nichts. Mit ihm ist nichts.«

»Tatsächlich?«

»Du kannst mir glauben«, sagte sie. »Er ist ein netter Kerl, aber er ist nur ein guter Freund. Ernsthaft, ehrlich! Ein paarmal habe ich sogar bei ihm in der Wohnung geschlafen, und er kam nicht mal in mein Zimmer.«

Einer von Chucks Freunden, Benny, trat zu uns. Benny war ein echter Hillbilly, ganz wild auf Country Music, und er war ein angenehmer Mann, nicht laut oder angeberisch. Er sah sogar noch gut aus, schwarzhaarig und muskulös wegen seiner Arbeit am Bau. Mir wurde plötzlich klar, daß ich heute das erstmal seit Monaten aus war, und ich fühlte mich irre wohl. Ich trank mit Benny ein Coke und verabredete mich später mit ihm.

Es war ein Jahr her, seit ich das letztemal mit einem Jungen ausgegangen war, und davor war mein Leben immer sehr behütet gewesen. Bis zur High School hatte ich keine Freunde. Und dann, obwohl ich manchmal mit einem oder dem anderen etwas unternahm und ihn sogar küßte, ging ich nie weiter. Kein Petting oder so was. Ich war als Miß ›Heilig-Heilig‹ bekannt, und eine Zeitlang wollte ich sogar Nonne werden.

Und jeder Junge, der einmal mit mir ausging, fragte mich nie ein zweites Mal. Als ich älter wurde, wollten sie auch mehr. Wann immer ich mal einem begegnete, der nicht gleich was mit mir anfangen wollte, war es schön. Ich gehörte zu der Sorte von Mädchen, die am liebsten zum Ozean heruntergingen und Händchen hielten. So bin ich heute noch.

Natürlich will ich nicht so tun, als wäre ich immer nur Miß Heilig-Heilig gewesen. Ein oder zweimal war ich verliebt, und mit neunzehn verlor ich meine Jungfräulichkeit. Als ich zwanzig war, bekam ich sogar ein uneheliches Baby, das meine Mutter aber sofort zur Adoption weggab.

Jedenfalls war Benny mein erstes Date seit Monaten – und das einzige während der nächsten paar Wochen. Meist gingen wir vier zusammen aus. Benny holte mich dann zu Hause ab, und wir trafen uns alle bei Chuck, wo

wir Hasch rauchten und redeten. Es war schön, endlich mal wieder eine Art geselliges Leben zu führen.

Aber Benny sollte nicht der Mann meines Lebens sein – jedenfalls nicht lange. Chuck und Betsy sahen sich plötzlich nicht mehr, und dann fing Chuck mit mir an. Ich saß mit Benny an der Bar, und plötzlich sah ich, wie Chuck mich anlächelte. Ich senkte sofort den Blick – ich war so schüchtern –, aber er interessierte mich.

Und dann, eines Tages, nachdem ich Benny sechs Wochen kannte, kam ich in die Bar und hörte, wie das Barmädchen über ihn sprach: »Oh, Benny hatte mal wieder einen Riesenkrach mit seiner Frau, und diesmal ist sie sogar mit einem Gewehr auf ihn losgegangen.«

Seine *Frau!* Jetzt war ich so oft mit ihm ausgegangen, und irgendwie hatte er vergessen, seine Frau zu erwähnen.

Das ging mir auf den Geist! Ich habe immer großen Respekt vor der Ehe und hätte nie etwas dazu getan, eine Gemeinschaft zu zerstören. Oder auch nur zu verletzen. Diese Verantwortung konnte ich überhaupt nicht auf mich nehmen.

Ein oder zweimal habe ich danach noch mit Benny gesprochen. Er versuchte mich zu überzeugen, daß er mit seiner Frau nichts mehr habe, daß er sich scheiden lassen wolle –, aber da war es schon zu spät.

In der nächsten Woche fragte Chuck mich, ob ich mit ihm ausgehen wollte. Ich sagte ja.

Und so fing ich an, Chuck öfter zu sehen. Manchmal kam er mitten am Tag vors Haus meiner Eltern gefahren und holte mich ab.

»Wo fahren wir denn heute hin?« fragte ich.

»Ach, ich hab da von einem neuen kleinen Geschäft gehört, ganz nah beim Palmetto Expressway«, sagte er. »Ich meine, wir fahren da mal vorbei und schauen, ob sie etwas Hübsches für dich haben.«

Diese Art von Großzügigkeit gefiel mir an ihm. Andere Jungen schenkten einem etwas zu Weihnachten oder zum Geburtstag; aber bisher war noch keiner auf die Idee gekommen, mir irgendwo irgendwann etwas zu kaufen, was mir gefiel.

Ich wußte allerdings immer noch nicht, wie man ein Geschenk von einem Mann annimmt, und darum drehte ich das Ganze einfach um. Wir sahen uns in den verschiedensten Geschäften um, und dann kaufte ich irgend etwas für ihn. Er liebte diese losen indischen Hemden. Geld spielte für ihn selbst keine Rolle. Er warf es einfach raus, und es tat ihm nie leid, wenn er viel Geld ausgab.

Chuck benahm sich wie ein Gentleman. Er zündete mir die Zigaretten an, öffnete die Wagentür für mich, hörte mir zu. Mit mir war er sanft und freundlich, aber wenn er mit anderen Menschen umging, strahlte er Autorität aus. Er hatte jede Situation unter Kontrolle, und keiner wagte, ihn herumzuschubsen. Er versuchte nie, mit mir ins Bett zu gehen oder irgendwelche Anträge zu machen.

Meist ging ich mit ihm in die Bar, wenn er abrechnete

und sich noch ums Geschäft kümmerte. Dann gingen wir am Abend ins Kino oder saßen vorm Fernsehapparat. Er liebte Filme. Sein Lieblingsfilm war *Tora! Tora! Tora!* – ein Film, den ich nicht ausstehen konnte, weil jeder jeden totschoß.

Meine Mutter behandelte mich weiter wie ein Kind. Wenn wir wegfahren, sagte sie: »Bis elf bist du aber bestimmt wieder zu Hause!« Mit einundzwanzig Jahren will kein Mensch mehr hören, daß er um elf Uhr zu Hause sein muß. Und auch nicht: »Wo gehst du hin?« oder »Wo trefft ihr euch?« und »Ruf mich sofort an, damit ich weiß, daß du gut angekommen bist«.

Meine Familie war schon etwas Besonderes. Ich habe im Fernsehen genügend Familien gesehen, wie sie um einen Tisch sitzen und über ein Thema diskutieren – richtig miteinander sprechen –, aber so waren meine Eltern nie. Beim Abendessen pflegte meine Mutter darüber zu jammern, was ihr alles am Tage passiert war – was der ihr angetan, jene zu ihr gesagt hatte –, und hin und wieder sagte mein Vater dazu: »Hmm!«

Als ich noch sehr jung war, hörte ich meinen Vater spät abends von der Arbeit heimkommen. Er war damals Polizist. Oft ging er auf dem Nachhauseweg in eine Bar, und dann kam er betrunken heim. Ich kann mich noch an eine Nacht erinnern, als meine Mutter ihn mit einem Schlächtermesser angriff. Sie kreischte und schrie – und wenn sie schreit, erreicht sie wirklich das hohe C –, und ich saß auf der obersten Treppenstufe und betete, daß das alles aufhören möge. Nie habe ich gesehen, daß sich die beiden die Hand hielten oder sich küßten.

Und jetzt mit einundzwanzig Jahren bin ich wieder bei ihnen. Nichts hat sich geändert, nur die Adresse. Die neue Anschrift lag in einer Vorstadt fünfzehn oder zwan-

zig Meilen westlich von Fort Lauderdale. Man fuhr durch ein paar Torbögen und fand sich dann mitten im Nichts. Eine Post, eine Bar, ein Klumpen von 50 000-Dollar-Häusern rund um einen Golfplatz.

Mein Vater hatte sich pensionieren lassen und arbeitete jetzt als Sicherheitsbeamter bei einer Fluggesellschaft. Meine Mutter war Kellnerin im Golfclub. Wenn sie nicht arbeitete, verbrachte sie die meiste Zeit damit, darüber nachzudenken, ob ich auch wirklich bis elf Uhr nach Hause kommen würde.

Das nahm sie ernst, todernst! Kam ich nur eine Viertelstunde später, begrüßte sie mich an der Tür mit einer Ohrfeige oder einem Schlag mit dem Besenstiel. Mein Vater brachte es fertig, nie dazusein, um das zu sehen. Das einzige Mal, als er ins Zimmer kam, während sie mich prügelte, drehte er sich auf dem Absatz um und ging hinaus. Als ich sechzehn wurde, sagte er, wir müßten das Verhalten meiner Mutter hinnehmen: »Deine Mutter macht jetzt einen Wechsel in ihrem Leben durch.« Aus diesem ›Wechsel‹ jedenfalls bestand ihr Leben.

Eines Nachts schlug meine Mutter sehr hart auf mich ein. Es war das letzte Mal, daß sie mich schlug. Am nächsten Tag war ich sehr still, und Chuck ahnte, was vorgefallen war.

»Mütter wollen es nie wahrhaben, daß ihre kleinen Mädchen erwachsen werden«, sagte er.

»Weißt du, was mich am meisten hochbringt?« fragte ich. »Wenn ich im Fernsehen eine Show sehe wie ›Vater weiß es am besten‹. Diese Art von Familien. Wer hat denn jemals so eine Familie gehabt?«

»Das ist doch nur Fernsehen«, sagte Chuck. »Aber du mußt jetzt nicht mehr auf deine Alten hören. Du bist ein großes Mädchen.«

»Ach, ich habe doch keine Wahl.«

»Hast du doch«, sagte Chuck. »Ich sag' dir, was du tust – du packst deine Sachen und ziehst zu mir.«

»Das könnte ich nie tun«, sagte ich. »Aber ich muß weg von meiner Mutter!«

»Du könntest es doch«, sagte Chuck. »Zumindest kannst du darüber nachdenken. Ich meine es ernst.«

Ich dachte darüber nach. Ich dachte an nichts anderes, während Chuck uns gen Süden in Richtung Coral Gables fuhr. Es gab keinen echten Grund, *nicht* zu ihm zu ziehen. Es wäre die einzige Möglichkeit, frei zu sein, zu kommen und zu gehen, wann ich wollte.

Aber was wußte ich eigentlich von Chuck? Damals hatte ich noch keine Ahnung, daß sein Name in den Polizeiakten stand: wegen Gewalttätigkeit und Körperverletzung. Ich wußte nicht, daß er Drogen geschmuggelt hatte. Ich wußte auch nicht, daß er ein Bordell geführt hatte. Ich wußte nicht, daß er eines Tages vor mir damit prahlen würde, wieviel Leute er umgebracht hätte. Ich wußte nur eines: Er gab mir die Chance, mich von meinen Eltern zu befreien.

Chuck hielt vor Worth Devores Apartment in Coral Gables. Das bedeutete: Chuck hatte kein Hasch mehr. Wann immer ihm das Marihuana ausging, wurde es Zeit, Worth aufzusuchen. Worth war Pilot für eine private Fluglinie, und er flog überall in der Welt herum. Seine Wohnung war herrlich, dekoriert mit afrikanischen Masken und Waffen; er besaß einen neuen Camaro-Wagen, hatte massenhaft Geld und offenbar eine unerschöpfliche Quelle von Pot.

Die beiden Männer sahen sich ein paar alte Batiken an, die Worth von seinem letzten Flug mitgebracht hatte, als Chuck sich zu mir umdrehte.



»Linda, warum entscheidest du dich nicht endlich und tust es. Du kannst schon heute abend bei mir einziehen.«

»Ich werde es tun«, sagte ich. »Ich muß von meiner Familie weg. . . aber ich kann mir nicht vorstellen, wie ich es ihnen beibringen soll.«

»Gar nicht«, sagte Chuck. »Warum willst du dir noch die Mühe machen und es ihnen sagen?«

»Ich muß, ich muß! Ich muß ihnen irgend etwas sagen.«

»Aber dann rufe wenigstens nicht heute abend an.« Seine Stimme wurde so scharf, wie ich sie nie gehört hatte. »Sie überreden dich doch nur zurückzukommen, und das willst du doch nicht.«

»Du kennst meine Mutter nicht. Wenn ich nicht anrufe, hetzt sie mir jeden Bullen in der Stadt auf die Fersen.«

»Sie werden dich nur bei mir suchen«, sagte Chuck. »Aber wir werden die Nacht hier bei Worth verbringen. Ist das okay, Worth?«

»Stets zu Diensten«, sagte Worth. »Ihr beide könnt mein Zimmer haben. Und ich schlafe auf der Couch.«

Während des Gesprächs saßen wir im Schlafzimmer auf dem Rand von Worths Bett; aber in meinem Kopf ging immer der Satz herum: Ich müßte anrufen. Ich müßte anrufen. Und dann: Ich müßte nicht anrufen . . .

»Du brauchst nicht anzurufen«, sagte Chuck jetzt mit sanfter Stimme. »Ich sag' dir, wenn du mit ihnen sprichst, bekommst du nur den größten Ärger.«

Jetzt weinte ich, mir war so elend zumute, und Chucks Schulter war so nahe, daß ich mich anlehnen konnte. Ich würde noch eine Weile weinen, dann aufhören, dann wütend werden – wütend auf meine Mutter, weil sie immer noch diesen Einfluß auf mich besaß. Chuck war sehr behutsam mit mir. Er schien zu wissen, was ich durchmachte und auch, was er dazu sagen mußte. Es war,

als läge ihm nur mein Wohlergehen am Herzen. Worth spielte im Nebenzimmer auf seiner Stereoanlage Beethoven, und die Musik schien aus einer stillen und friedlichen Welt herüberzuschweben.

Das war das erste Mal, daß ich mich gegen meine Eltern auflehnte, das erste Mal, daß ich etwas gegen sie tat. Meine Gefühle waren völlig durcheinander. Eine Minute lang schien alles richtig zu sein, dann wieder falsch; eine Minute lang war ich stark, und dann wurde ich wieder schwach.

Chuck blieb freundlich und streichelte mein Haar, ab und zu zündete er einen Joint an und gab ihn dann an mich weiter.

»Chuck, ich weiß nicht, was richtig ist.«

»Aber gewiß weißt du es«, sagte er. »So ist es richtig. Das Richtige ist, nichts zu tun.«

Die Uhr beendete das Hin und Her. Es war sehr spät. Es war zu spät, nach Hause zu fahren, zu spät, sie anzurufen, zu spät, irgendeinen Sinn zu finden.

»Laß uns schlafen gehen«, sagte Chuck. Er beobachtete mich, als ich meine Kleider auszog und über einen Stuhl legte. Ich ging mit BH und Höschen zum Bett. »Oh, ich wußte nicht, daß ich die Nacht mit einer Jungfrau verbringe.«

»Ich bin keine Jungfrau.«

Keine Jungfrau, aber immer noch unschuldig. Ich hatte nicht einmal im Traum daran gedacht, es mit Chuck zu treiben oder daß das überhaupt gefragt war. Es schien mir völlig unwichtig. Das einzige, was mir wichtig war: daß ich von meinen Eltern loskam! Ich weiß nicht genau, wie ich es klarmachen soll, aber im Vergleich zu dem Drama zu Hause und dem Gefühl, von dort frei zu sein, schien es mir eine Kleinigkeit, mit Chuck ins Bett zu gehen.

Chuck liebte mich in jener Nacht, aber nicht richtig. Ich wußte damals nicht, was eine Frau von einem Mann im Bett erwarten kann, und ich hatte auch keine Ahnung, ob oder ob nicht alles in Ordnung war. Erst viel später wurde mir klar, daß er nicht fähig war, eine volle Erektion zu bekommen.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte er zu mir. »Von nun an werde ich mich um dich kümmern.«

Ich vermute, das war mehr als alles auf der Welt, was ich damals hören wollte. Während er versuchte, mich zu lieben, fiel kein Wort von Liebe oder so etwas Ähnlichem. Aber er sagte, er würde sich um mich kümmern! Und dann sagte er noch etwas, und das überraschte mich wirklich.

»Linda, warum hast du mich nicht gelect?«

»Das kann ich nicht.«

Dann versuchte er etwas anderes. Ich wußte nicht, was, aber ich ließ auch das nicht zu. Jetzt weiß ich, daß er mich unten küssen wollte, aber zu jener Zeit kam mir das alles gräßlich vor. Nach ein paar Minuten war er fertig.

Sie müssen daran denken, damals war ich noch nicht Linda Lovelace. Ich war Linda Boreman, die Tochter eines Polizisten. Ich war Linda Boreman, aufgewachsen in Yonkers, New York, erzogen in katholischen Schulen – St. John the Baptist in Yonkers und Maria Regina High School in Hartsville. Damals war mein höchster Ehrgeiz, Nonne zu werden. Ich wurde zur Vizepräsidentin meiner Klasse gewählt, und es gab nichts Schöneres für mich als Basketball.

Als ich noch sehr jung war, fragte mich meine Mutter manchmal, was ich mir vom Leben vorstellte. Ich mußte überhaupt nicht nachdenken, um ihr zu antworten. *Ich wußte es.* Sobald ich einundzwanzig sein würde, wollte ich

heiraten und bald eine Familie haben. Ich würde ein Haus besitzen, das ich sehr sauber halten wollte, und einen Garten mit vielen Blumen. Das war mein ganzer Traum – heiraten und mit meiner eigenen Familie glücklich leben.

Aber nun war ich einundzwanzig und lag mit einem Mann, den ich nicht liebte, im Bett. Die anderen Male, wenn ich es getrieben hatte, fühlte ich mich hinterher immer sehr wohl. Aber heute fühlte ich gar nichts. Vielleicht, weil überhaupt kein Gefühl im Spiel gewesen war, weder bei ihm noch bei mir. Hinterher fragte ich mich: Warum hab' ich es ihn tun lassen?

Ich schlief trotzdem gut in jener Nacht, außerordentlich gut, und wahrscheinlich hätte ich den ganzen Vormittag geschlafen, wenn Chuck mich nicht so früh geweckt hätte. Er erklärte, daß er Frühaufsteher sei, und ich sollte mich schon rechtzeitig daran gewöhnen. Dieser Satz machte mir klar, wie wenig ich von dem Mann, mit dem ich vorhatte zu leben, überhaupt wußte.

Trotzdem – an diesem Morgen konnte nichts mein Hochgefühl mindern. Ich war nicht einmal nervös, als ich meinen Vater anrief.

»Wo bist du gewesen, Linda?« fragte er. »Deine Mutter hat . . .«

»Ich weiß«, sagte ich. »Ich bin bei Chuck. Und ich werde eine Weile bei Chuck bleiben. Ich kann nicht mehr nach Hause kommen.«

»Deine Mutter wird sich sehr aufregen.«

Mein Vater hingegen war nicht die Spur aufgeregt, aber das überraschte mich nicht. Er reagierte schon auf gar nichts mehr. Er ist der typische ›Wassermann‹; man konnte ihn mitten in ein Erdbebengebiet setzen, und er machte das weiter, womit er gerade beschäftigt war.

»Paps, ich muß ein paar Kleider und so haben«, sagte ich. »Ich möchte vorbeikommen und meine Sachen holen, wenn Mama zur Arbeit ist.«

»Ich hoffe nur, du weißt, was du tust.«

»Das weiß ich. Keine Sorge.«

»Gut, Linda, paß auf dich auf.«

»Das werde ich tun.«



Linda Lovelace

**Ich packe aus!**

eBook

ISBN: 978-3-641-10354-5

Heyne Hardcore

Erscheinungstermin: Mai 2013

Ein Pornostar packt aus

Als Hauptdarstellerin in dem legendären Pornofilm »Deep Throat« erlangte Linda Lovelace 1972 Berühmtheit und wurde als Ikone der sexuellen Revolution gefeiert. Doch der Ruhm hatte auch eine düstere Seite, die sich offenbarte, als Linda Lovelace 1980 auspackte und ihre Version der Entstehungsgeschichte von »Deep Throat« in Form einer schonungslosen Abrechnung mit dem Pornogeschäft veröffentlichte.